

JONATHAN KELLERMAN

Jamey

Das Kind, das zu viel wusste

Buch

Mitten in der Nacht wird Alex Delaware von einem Anrufer aufgeschreckt. Es ist der siebzehnjährige Jamey Cadmus, der von Wahnvorstellungen heimgesucht wird. In derselben Nacht wird die Polizei zu einem grausigen Tatort gerufen: Dig Chancellor wurde erdrosselt, außerdem weist sein Körper verschiedene Messerstiche auf. Neben ihm liegt der tote Körper des sechzehnjährigen Strichers Richard Ford, genannt »Rostnagel«. Und zwischen den beiden Leichen sitzt Jamey, in der Hand ein Messer. Der Fall scheint klar: Jamey ist der »Lavendelmörder«. Nur Delaware glaubt trotz der belastenden Indizien nicht an Jameys Schuld und versucht, das Geheimnis des Jungen zu ergründen. Zusammen mit seinem Freund Milo Sturgis, Detective bei der Mordkommission, kommt Delaware so einem Skandal auf die Spur, von dem eine ganze Region bedroht ist und der Delaware selbst in große Gefahr bringt ...

Autor

Jonathan Kellerman ist einer der bekanntesten und erfolgreichsten amerikanischen Kriminalautoren. Nach dem Studium arbeitete er zunächst als Kinderpsychologe. Für seine einfühlsamen Romane ist er unter anderem mit dem »Edgar-Award«, Amerikas bedeutendstem Krimi-Preis, ausgezeichnet worden.

Von Jonathan Kellerman außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der Pathologe. Roman (45810), Der Tote im Griffith Park. Roman (45123)

Die Alex-Delaware-Romane:

Satans Bruder. Roman (45460), Monster. Roman (44818), Gnadentod. Roman (45087), Fleisch und Blut. Roman (45370), Blutnacht. Roman (45727), Das Buch der Toten. Roman (45817)

Zusammen mit Faye Kellerman:

Denn dein ist die Macht/Nackte Gewalt.
Zwei Romane in einem Band (45969)

Jonathan
Kellerman

JAMEY

Das Kind,
das zu viel wusste

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Ari Großkopf

GOLDMANN

Titel der Originalausgabe:
»Over the Edge«



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage März 2006
Copyright © der Originalausgabe 1987
by Jonathan Kellerman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 1989 der deutschsprachigen Übersetzung by
Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co., KG
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: photonica/Jenkins
KC · Herstellung: Str.
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 10: 3-442-46052-2
ISBN 13: 978-3-442-46052-6

www.goldmann-verlag.de

*Meiner Familie, wie immer,
und Barney Karpfinger, agent extraordinaire*

*Erbarme, Himmel, dich
Wenn ich jetzt scheide.
Und vergib
Die letzte Tat mir
Der Verwerflichkeit.*

Thomas Chatterton »Der wunderbare Knabe«,
Letzte Verse, 24. August 1770

1

Drei Jahre lang war ich nicht mehr wegen eines Notfalls geweckt worden, aber in dieser Nacht geschah es. Ich richtete mich im Bett auf, griff mit schlaftauben Fingern zum Hörer. Ich war noch nicht ganz aus meinem Traum erwacht, doch meine Stimme fand sofort ihre berufliche Routine wieder. Ich war in meine gewohnte Rolle geschlüpft, obwohl ich kaum einen klaren Gedanken fassen konnte.

Das Schellen des Telefons hatte auch Robin aus dem Schlaf gerissen. Auf ihrem Gesicht bildeten Lichtstreifen das Muster der Gardine ab.

»Wer ist da, Alex?«

»Die Notrufzentrale.«

»Was ist denn passiert?«

»Ich weiß es nicht. Schlaf nur wieder ein, ich telefoniere in der Bibliothek weiter.«

Robin sah mich fragend an und rollte sich wieder in ihre Decke. Ich zog meinen Bademantel über und verließ das Schlafzimmer. Ich machte Licht, und nachdem sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, fand ich etwas zu schreiben und nahm den Hörer ab.

»So, da bin ich wieder.«

»Es klingt wie ein echter Notfall, Doktor. Der Anrufer ist ganz außer Atem und redet wirres Zeug. Ich musste ihn mehrmals nach seinem Namen fragen. Dann schrie er ihn geradezu heraus, gleich ein paar Mal. Ich bin mir nicht ganz sicher, aber es klang wie Jimmy Cammus oder Catmus.«

Jamey Cadmus! Als ich diesen Namen hörte, war ich so-

fort hellwach. Erinnerungen, die ein halbes Jahrzehnt geschlummert hatten, wurden lebendig. Jamey war jemand, den man nicht so leicht vergessen konnte.

»Stellen Sie ihn durch«, sagte ich.

In der Leitung knackte es. »Hallo, Jamey!«

Ich erhielt keine Antwort.

»Jamey, bist du es? Hier ist Doktor Delaware.«

Wieder hörte ich nichts und dachte, die Leitung sei unterbrochen.

»Jamey!«

Wieder Schweigen. Dann hörte ich jemanden leise stöhnen. Sein Atem ging mühsam.

»Jamey, wo bist du denn?«

Die Antwort war ein ersticktes Flüstern: »Helfen Sie mir!«

»Natürlich, Jamey. Dazu bin ich doch da. Was ist denn los?«

»Helfen Sie mir, alles zusammenzuhalten! Zusammen, zusammen, alles fällt auseinander! Dieser ekelhafte Geruch! Stinkende Wunden! Alles auseinander gerissen mit dem blutigen Messer!«

Als ich Jamey das letzte Mal gesehen hatte, war er kurz vor der Pubertät gewesen, blauäugig, mit zarter Haut und dichtem, glänzendem schwarzem Haar. Zwölf Jahre war er damals alt. Die Stimme, die ich jetzt durchs Telefon hörte, klang tiefer, männlich. Sie passte nicht zu dem Bild, das ich von dem Jungen hatte.

»Beruhige dich, Jamey, hab keine Angst!« So gelassen und freundlich, wie ich irgend konnte, fragte ich: »Wo bist du jetzt?«

Zuerst war es still in der Leitung, dann folgte ein ganzer Schwall von Worten, zusammenhanglos und abgehackt wie Maschinengewehrfeuer.

»Hören Sie bloß auf damit! Alle erzählen mir immer die-

sen Quatsch! Sie lügen doch, wenn ... sie sagen, dass die Hauptschlagader geplatzt ist ... Eulenfedern ... ach, ich bin so ... Halten Sie den Mund! Ich habe genug davon gehört. Die Dunkelheit riecht ekelhaft! Sie sind ein Wichser!«

Der reinste Wortsalat. Jamey keuchte laut, und seine Stimme versagte.

»Jamey, ich höre dir zu. Ich werde dir helfen.«

Da er nicht antwortete, fuhr ich fort: »Hast du etwas eingenommen?«

»Sind Sie Doktor Delaware?« Er schien plötzlich ruhiger, überrascht, meine Stimme zu hören.

»Ja, ich bin's. Wo bist du?«

»Es ist lange her, Doktor D.«, sagte er traurig.

»Ja, das stimmt. Schön, dass du mich anrufst.«

Wieder Stille.

»Jamey, ich möchte dir helfen, aber dazu muss ich wissen, was los ist. Sag mir doch bitte, wo du bist.«

Sein Schweigen schien endlos.

»Hast du irgendwas genommen, etwas Gefährliches?«

»Ich sitze höllisch in der Scheiße, Doktor D.! Alle Höllenglocken läuten. Ein Canyon aus Glas!«

»Erzähl mir mehr darüber, wo befindet sich dieser Canyon?«

»Das wissen Sie doch genau!«, krächzte er. »Sie haben es Ihnen doch gesagt! Sie erklären es die ganze Zeit. Ein Abgrund! Verdammtes Glas, verdammter Stahl!«

»Wo, Jamey?«, fragte ich vorsichtig. »Erklär es mir genau.«

Sein Atem ging schnell, er keuchte.

»Jamey!«

Plötzlich schrie er laut auf, wie ein verwundetes Tier. Dann folgte ein schmerzerfülltes Flüstern.

»Die Erde ist voller Blut, scharlachrot! Aufgerissene Mäuler! Die Federn riechen ekelhaft! Das haben mir diese verdammten Lügner gesagt!«

Ich versuchte, an ihn heranzukommen, aber er war wieder von seinen Albträumen gefesselt. Mit demselben angstvollen Flüstern unterhielt er sich nun mit den Stimmen, die er hörte, kämpfte gegen Dämonen, die ihn in ihre Gewalt zu bringen drohten, bis seine Worte in schrecklichem Geheul und verzweifelter Schluchzen untergingen. Ich war unfähig, den Strom seiner Wahnbilder aufzuhalten, und so blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten. Mein Herz klopfte heftig, ich fröstelte trotz der Wärme, die im Zimmer herrschte.

Jameys Flüstern ging jetzt in ein schnelles, rasselndes Atmen über. Ich versuchte, sein Schweigen zu nutzen, um ihn in die Wirklichkeit zurückzuholen.

»Wo ist dieser gläserne Canyon? Sag es mir genau, Jamey!«

»Glas und Stahl und Kilometer Röhren. Schlangelinien. Gummischlangen und Gummiwände. Verdammte weiße Zombies schmeißen Leichen von der Mauer, spielen mit Nadeln ...«

Es dauerte eine Weile, bis ich verstanden hatte, wovon Jamey sprach.

»Bist du in einer Klinik?«

Er antwortete mit hohlem Gelächter. »Sie nennen das so!«

»Welches Krankenhaus ist es?«

Canyon Oaks.

Ich kannte das Haus, eine exklusive Privatklinik, vom Hörensagen. Ich war erleichtert. Zumindest hatte Jamey sich die Überdosis nicht in irgendeinem dunklen Hinterhof gesetzt.

»Wie lange bist du da schon?«

»Sie bringen mich um mit ihren Lügen, Doktor D.!«, schrie er. »Sie quälen mich mit Laserstrahlen, legen mir die Wirbel frei, saugen mich aus. Stück für Stück holen sie mir die Organe raus!«

»Wer macht das?«

»Sie, die Menschenfresser, die weißen Zombies, kommen

aus dem Strudel angekrochen, verdammte Federn, verdammte Vögel, kriechen aus dem Fleisch. Helfen Sie mir, Doktor D., kommen Sie doch und helfen Sie mir, das alles zusammenzuhalten, das abzuschütteln. Holen Sie mich woandershin, wo es sauber ist!«

»Jamey, ich helfe dir ...!«

Bevor ich zu Ende reden konnte, hatte es ihn wieder gepackt, sein Flüstern klang gequält, als ob er zu Tode gemartert würde. Ich zog den Gürtel meines Morgenmantels enger und versuchte, mir vorzustellen, was ich ihm sagen könnte, wenn er wieder zu sich käme. Bei dem Gedanken, wie wenig ich tun konnte, musste ich ein Gefühl der Hilflosigkeit unterdrücken. Sollte ich auf seine Halluzinationen eingehen, sie akzeptieren, um damit zu erreichen, dass er sich beruhigte? Das Wichtigste war wohl, mit ihm in Kontakt zu bleiben und sein Vertrauen nicht zu verlieren. Je länger man mit ihm sprechen konnte, desto besser.

Das war ein guter Plan, unter diesen Umständen wohl der sinnvollste, aber ich kam nicht dazu, ihn auszuführen.

Jameys Geflüster steigerte sich schnell wie die Nadel auf einer Skala unbarmherzig zu dem schrillen Heulen einer Sirene, ging dann in ein klagendes Greinen über, bevor ein letzter Schrei durch das Klicken des aufgelegten Hörers abgeschnitten wurde.

2

Der Nachtdienst der *Canyon Oaks*-Klinik informierte mich, dass er vor acht Uhr morgens keine Gespräche weitervermitteln könne, also erst in knapp fünf Stunden. Ich erklärte, dass ich Arzt sei und dass es sich um einen Notfall handle. Daraufhin wurde ich weiterverbunden. Es meldete sich eine ausdruckslose Altstimme, die der Dienst habenden Nacht-

schwester gehörte. Zuerst ließ sie mich reden, dann fragte sie misstrauisch nach meinem Namen.

»Dr. Alex Delaware. Und mit wem spreche ich?«

»Mrs. Vann. Gehören Sie zu unserer Klinik, Doktor?«

»Nein, ich habe Jamey Cadmus vor einigen Jahren behandelt.«

»Aha, und er hat Sie angerufen?«

»Ja, vor ein paar Minuten.«

»Das dürfte kaum möglich sein, Doktor«, sagte sie selbstzufrieden. »Mr. Cadmus ist in der geschloss... er ist telefonisch nicht erreichbar.«

»Er war es aber, Mrs. Vann, und er war in sehr schlechter Verfassung. Wann haben Sie zuletzt nach ihm gesehen?«

»Ich bin in einem anderen Gebäude.« Nach einer kurzen Pause: »Ich könnte dort einmal anrufen.«

»Das sollten Sie unbedingt tun.«

»In Ordnung, Doktor, vielen Dank für die Information und gute Nacht.«

»Bitte sagen Sie mir, wie lange er schon in der Klinik ist.«

»Ich bin nicht befugt, vertrauliche Informationen über Patienten weiterzugeben.«

»Ich verstehe. Welcher Arzt hat Bereitschaftsdienst?«

»Unser Direktor, Mr. Mainwaring. Ich kann ihn aber um diese Zeit nicht stören«, erwiderte sie abweisend.

Im Hintergrund hörte ich gedämpfte Stimmen. Sie unterbrach das Gespräch für eine Weile, meldete sich dann mit nervöser Stimme wieder, um mir mitzuteilen, dass sie keine Zeit mehr habe. Dann legte sie auf. Das passierte mir nun schon zum zweiten Mal innerhalb von zehn Minuten.

Ich machte das Licht aus und ging ins Schlafzimmer zurück. Robin richtete sich auf und stützte sich auf ihre Ellbogen. Ihr kupferfarbenes Haar glänzte in der Dunkelheit violett. Sie hatte ihre mandelförmigen Augen halb geschlossen.

»Alex, was war denn los?«

Ich setzte mich auf die Bettkante und schilderte ihr die Gespräche mit Jamey und der Nachtschwester.

»Wie seltsam!«

»Ja, es ist sehr seltsam.« Ich rieb mir müde die Augen.

»Fünf Jahre habe ich nichts von dem Jungen gehört, und plötzlich, aus heiterem Himmel, ruft er an und erzählt mir diesen Blödsinn.«

Ich stand auf und ging im Zimmer umher.

»Er hatte damals zwar Probleme, war aber nicht verrückt. Eben klang er sehr verwirrt. Sein Verstand war brillant, aber heute Nacht war er in einem schlimmen Zustand: paranoid, er hörte Stimmen, erzählte Verworrenes. Ich kann kaum glauben, dass es der gleiche Junge war.«

Mein Verstand sagte mir jedoch, dass er es war. Was ich am Telefon gehört hatte, klang nach einer Psychose oder dem Einfluss von Drogen. Jamey musste inzwischen ein junger Mann sein, siebzehn oder achtzehn Jahre alt, statistisch in einem Alter, in dem eine Schizophrenie ausbrechen konnte oder in dem man Missbrauch mit Drogen trieb.

Ich ging zum Fenster und sah eine Weile in die Nacht hinaus. Im Tal herrschte Stille. Eine schwache Brise bewegte die Wipfel der Kiefern.

»Warum kommst du nicht ins Bett, Liebling?«

Ich kroch wieder unter die Decke. Wir umarmten uns. Als sich ihr Körper vor Müdigkeit entspannte, küsste ich sie, rollte mich auf die Seite und versuchte einzuschlafen, vergeblich. Ich war zu aufgewühlt, das wussten wir beide.

»Nun rede schon«, forderte sie mich auf und ergriff meine Hand.

»Ich kann nicht viel dazu sagen. Ihn so zu erleben war überraschend für mich. Und wie dieser Drache mir die kalte Schulter zeigte! Ein richtiger Eisblock, tat so, als ob ich der Verrückte sei. Aber als sie das Gespräch unterbrach, muss etwas passiert sein, das sie aus der Fassung brachte.«

»Meinst du, dass es mit Jamey zu tun hatte?«

»Wer weiß das schon? Das alles ist sehr merkwürdig.«

Wir lagen ruhig nebeneinander. Die Stille wirkte bedrückend. Die Uhr zeigte auf 3.23 Uhr. Ich küsste Robins Finger und ließ ihre Hand los. Dann stand ich auf.

»Ich kann jetzt nicht schlafen, ich will dich auch nicht vom Schlafen abhalten.«

»Willst du ein Buch lesen?«, fragte sie, denn das machte ich häufig, wenn ich nicht einschlafen konnte.

»Nein«, ich ging zum Schrank und begann, in der Dunkelheit meine Kleider zu suchen. »Ich werde jetzt fahren.«

Sie drehte sich herum und starrte mich an. Nach längerem Tasten fand ich schließlich Flanellhosen, Lederschuhe, Rollkragenpullover und ein Tweedjackett und zog mich schweigend an.

»Du fährst weg? Zu dieser Klinik?«

»Der Junge braucht dringend Hilfe. Wir hatten damals ein sehr gutes Verhältnis. Ich mochte ihn gern. Wahrscheinlich kann ich nichts für ihn tun, aber ich fühle mich besser, wenn ich mehr erfahre.«

Sie sah mich an, wollte etwas sagen, seufzte aber schließlich nur.

»Wo liegt diese Klinik?«

»Draußen im West Valley. Um diese Zeit nur fünfundzwanzig Minuten. Ich bin bald wieder zurück.«

»Sei vorsichtig, Alex.«

»Mach dir keine Sorgen.« Ich küsste sie und sagte: »Schlaf weiter.«

Sie war jedoch hellwach, als ich die Wohnung verließ.

Der Winter war spät über Südkalifornien hereingebrochen und hatte lange über dem Land gelegen. Für den Frühlingsanfang war es entsprechend kalt; ich knöpfte meinen Mantel zu, dann überquerte ich die Terrasse und stieg die Ein-

gangstreppe hinunter. Vor einigen Jahren hatte jemand Jasmin gepflanzt, der nachts blühte. Die Pflanzen hatten sich überall ausgebreitet und füllten die Gegend von März bis September mit ihrem betörenden Duft. Während ich tief einatmete, musste ich an Hawaii denken.

Der Seville stand unter dem überdachten Einstellplatz neben Robins Toyota. Er war staubig, hatte eine Wäsche dringend nötig, startete aber bereitwillig. Das Haus liegt über einem sich windenden Saumpfad; es kostet einige Mühe, einen Cadillac ohne Kratzer durch die von Sträuchern eingezwängten Kurven zu manövrieren. Nach vielen Jahren beherrsche ich das natürlich im Schlaf. Ich fuhr den Wagen zurück, wendete und machte mich an die Talfahrt.

Auf dem Beverly Glen Highway raste ich in Richtung Sunset die Berge hinunter. Wir wohnen in einem Bereich des Valley, der sich durch ländlichen Charme auszeichnet: schindelgedeckte Häuser auf Pfeilern, deren Zwischenräume mit farbigem Glas ausgefüllt sind, »Rettet die Wale«-Aufkleber auf alten Volvos, starker Bedarf an biologischen Naturprodukten. Kurz vor Sunset liegen stattliche Landsitze. Auf dem Boulevard bog ich rechts ein, um auf den San Diego Freeway zu kommen. Ich passierte den Campus der Universität von Los Angeles an seiner nördlichen Grenze, die südliche Landebahn von Belair und fuhr dann an protzigen Haziendas auf Millionen Dollar teuren Grundstücken vorbei. Ein paar Minuten später kam die Zufahrt 405 in Sicht. Ich bog in die Auffahrt ein und schoss dann auf den Freeway.

Auf der rechten Spur krochen ein paar Tanklastzüge, alle anderen fünf Spuren gehörten mir. Schimmernd und leer wand sich das schwarze Asphaltband vor mir und verlor sich in der Ferne. Die 405 ist ein Teilstück der Verkehrsader, die Kalifornien parallel zur Küste von Baja bis zur Grenze von Oregon durchläuft. Sie verschwindet unter dem Gebirgszug

von Santa Monica in einem Tunnel. In dieser Nacht hing das Gebirge düster über mir, seine steil aufragenden Flanken trugen das erste Frühlingsgrün.

Die Fahrbahn stieg aufwärts bis Mulholland und tauchte dann hinunter in das Tal von San Fernando. Ein atemberaubender Anblick bot sich plötzlich meinen Augen: ein pulsierendes, fernes Lichtermeer. So plötzlich, wie es erschienen war, verschwand es auch wieder bei Meilenstein 70. Ich bog nach rechts ab auf den Ventura Freeway und beschleunigte westwärts.

Zwölf Meilen lang raste ich durch die Vorstadt: Encino, Tarzana (nur in Los Angeles benennt man eine Schlafstadt nach dem Urwaldmenschen), Woodland Hills. Ich war hellwach, aufgedreht und zu nervös, um dem Autoradio zuzuhören.

Kurz vor Topanga tauchten aus dem nächtlichen Dunkel farbige Lichter auf, blinkende Kaskaden in leuchtendem Rot, Gelb und Kobaltblau, es sah aus wie ein riesiger Weihnachtsbaum mitten auf dem Freeway. Ich bremste sofort. Um diese Zeit sind gewöhnlich nur wenige Fahrzeuge unterwegs, aber plötzlich war eine ganze Menge da, Stoßstange an Stoßstange, ein Riesenstau.

Eine Weile ließ ich den Motor noch laufen, merkte aber bald, dass die anderen Fahrer ihre abgestellt hatten. Einige waren ausgestiegen, lehnten an ihren Wagen, rauchten, schwatzten oder starrten in den Nachthimmel. Hinter einem silberfarbigen Porsche Targa stellte ich meinen Seville ab, stieg aus und ging auf den rothaarigen Spätdreißiger zu, der auf einer kalten Tabakspfeife herumkaute und eine juristische Zeitschrift studierte.

»Entschuldigen Sie, wissen Sie, was hier los ist?«

Der Porschefahrer sah von seiner Zeitschrift auf und lächelte mich freundlich an. Dem Geruch nach hatte er etwas anderes als gewöhnlichen Tabak in der Pfeife.

»Verkehrsunfall. Alle Spuren sind blockiert.«

»Wie lange warten Sie schon?«

Ein schneller Blick auf seine Uhr: »Halbe Stunde.«

»Wissen Sie, wie lange das noch dauert?«

»Keine Ahnung, schlimmer Unfall.«

Er steckte sich seine Pfeife wieder zwischen die Lippen, lächelte und vertiefte sich in einen Artikel über Seerechtsverträge.

Ich ging auf der linken Fahrbahnseite weiter, an sechs Reihen abgestellter Fahrzeuge entlang. Auf der Gegenfahrbahn staute sich der Verkehr durch langsam fahrende Schaulustige. Der Gestank von Benzin wurde stärker, ich hörte Lautsprecher: Aus zahlreichen Polizeifunkanlagen scholl ein unzusammenhängendes Stimmengewirr. Nach ein paar Metern konnte ich die Szene überschauen.

Ein riesiger Lastzug mit zwei Anhängern, insgesamt neun Achsen, lag über allen Spuren. Der eine Anhänger stand quer zur Fahrtrichtung, der andere war umgestürzt und ragte mit einem guten Drittel über den Rand des Highways. Die Verbindung zwischen beiden war ein Gewirr verbogenen und zerrissenen Metalls. Unter der gestürzten Stahlkarosserie war eine knallrote Limousine eingeklemmt und wie eine Bierdose zerquetscht worden. Wenige Meter entfernt stand ein größerer Tourenwagen, ein brauner Ford mit zerborstenen Scheiben, vorn und hinten wie ein Akkordeon gefaltet.

Die Beleuchtung und den Lärm machten mehrere Löschwagen, ein halbes Dutzend Ambulanzen und ein großes Aufgebot an Feuerwehrautos und Streifenwagen. Um den Ford drängten sich zahlreiche Uniformen. Mithilfe einer eigenartigen Maschine, aus deren Vorderteil überdimensionierte Zangen ragten, versuchten sie immer wieder, die zerbeulte Fondtür zu öffnen. Weiß zugedeckte Körper wurden auf Tragen in Krankenwagen geschoben. Einige davon hingen am Tropf und wurden vorsichtig getragen. Andere Kör-

per wurden in Plastikbeutel gesteckt und wie Gepäck behandelt. Aus einem der Wagen drang ein Stöhnen. Die Fahrbahn war mit Glassplittern, Benzin und Blut bedeckt.

Verkehrspolizisten riegelten in lockerer Formation die Fahrbahn ab. Das Blutbad im Rücken, beobachteten sie aufmerksam die wartenden Autofahrer. Einer von ihnen sah mich kommen und wollte mich mit einer schroffen Handbewegung zurückwinken. Als ich mich darum nicht kümmerte, kam er mit grimmigem Gesicht auf mich zu.

»Gehen Sie sofort zu Ihrem Fahrzeug zurück!«

Er war jung und hoch gewachsen, hatte ein längliches rotes Gesicht mit einem schmalen rehbraunen Schnurrbart, seine dünnen Lippen waren verkniffen. Eine eng sitzende Uniform ließ seinen muskulösen Körperbau erkennen; er trug ein winziges knallblaues Halstuch. Auf seinem Namensschild stand BJÖRSTADT.

»Wie lange wird das hier noch dauern, Officer?«

Die Hand an seinem Revolver, trat er näher. Er kaute eine Magentablette und duftete nach einer Mischung aus Schweiß und Fichtennadeln.

»Gehen Sie sofort zu Ihrem Fahrzeug zurück!«

»Ich bin Arzt, Officer. Ich muss zu einem Notfall, Sie müssen mich durchlassen.«

»Was für ein Doktor sind Sie?«

»Psychotherapeut.«

Diese Antwort schien ihm zu missfallen.

»Was ist das für ein Notfall?«

»Ein Patient rief mich gerade an, er ist in einer Krise, es besteht Selbstmordgefahr. Ich muss so schnell wie möglich zu ihm.«

»Müssen Sie zu ihm nach Hause?«

»Nein, er ist in einer Klinik.«

»In welcher Klinik?«

»Psychiatrie, *Canyon Oaks*, ein paar Meilen entfernt.«

»Zeigen Sie mir Ihre Lizenz.«

Ich gab sie ihm und hoffte, dass er die Klinik nicht anrufen würde. Ein Palaver zwischen Officer Björstadt und Mrs. Vann hätte mir gerade noch gefehlt.

Er studierte das Papier, reichte es mir zurück, wobei er mich mit misstrauischen Augen ansah.

»Ich schlage vor, Dr. Delaware, dass ich Ihnen zur Klinik folge. Sie werden dort sicher den Notfall bestätigen, oder?«

»Natürlich, fahren wir also.«

Nachdenklich zwirbelte er seinen Schnurrbart.

»Was für einen Wagen fahren Sie?«

»Einen 79er Seville, dunkelgrün, braunes Dach.«

Er betrachtete mich argwöhnisch und sagte schließlich:

»Okay, Doktor, kommen Sie langsam auf der Standspur nach vorn. Wenn Sie hier sind, halten Sie an, bis ich Ihnen die Weiterfahrt erlaube. Ein Unfall reicht für heute Nacht.«

Ich bedankte mich und lief zu meinem Wagen zurück. Unter den feindlichen Blicken der anderen Fahrer rollte ich nach vorn.

Auf der Fahrbahn waren hunderte von Lampen verteilt, sie sah aus wie eine kerzengeschmückte Geburtstagstorte. Kaum war das Lichtermeer aus meinem Rückspiegel verschwunden, gab ich Gas.

Bei Calabasas wich der Vorstadtcharakter der Landschaft, sanft gewellte, mit uraltem knorrigem Eichengestrüpp bewachsene Hügel bestimmten das Bild.

Die großen Ranches von früher waren inzwischen aufgeteilt, Pferde gab es jedoch immer noch, sie dienten jetzt dem Freizeitvergnügen der feinen Gesellschaft. Die Grundstückspreise waren sündhaft hoch, die umzäunten Anwesen einige Hektar groß – Spielwiesen für die Wochenendcowboys von heute. Kurz vor Ventura fuhr ich vom Freeway ab und folgte einem Wegweiser, der mich südwärts über eine Betonbrücke zum *Canyon Oaks Psychiatric Hospital*

wies. Nachdem ich an einer Selbstbedienungstankstelle, einer Baumschule und einer christlichen Grundschule vorbeigefahren war, folgte ich ein paar Meilen einer steilen einspurigen Straße, bis ein weiteres Schild mich westwärts wies. Der durchdringende Gestank frisch gedüngter Felder lag in der Luft.

Das Gelände von *Canyon Oaks* kündigte sich mit einem riesigen blühenden Pfirsichbaum an, der einen langen Schatten warf; das offene Tor wirkte eher malerisch als abschirmend. Von Buchsbaumhecken eingefasst, hinter denen sich Eukalyptusbäume abzeichneten, wand sich ein endloser Weg auf einen Hügel hinauf.

Die Klinik war der Traum eines Bauhaus-Architekten: Quader aus weißem Beton fügten sich in Gruppen zusammen; überall blinkten Stahl und verspiegeltes Glas. Das umliegende Grundstück hatte man für mehrere hundert Jahre vom Unkraut befreit, es betonte die Strenge der Formen und Winkel. Das aufgereichte Ensemble von Kuben wirkte wie eine kalte, glitzernde Schlange. Vor dem Berg, der sich im Hintergrund schwarz abzeichnete, bewegten sich funkelnde Lichtpunkte. Taschenlampen. Ich stellte meinen Wagen auf dem fast leeren Parkplatz ab und ging auf den Eingang zu: eine Doppeltür aus mattem Stahl, die in eine Glaswand eingesetzt war. Sie war verschlossen. Ich drückte auf die Klingel.

Ein Wachmann spähte durch das Glas, kam herangeschlurft und steckte seinen Kopf aus der Tür. Er war in mittleren Jahren, schmerbäuchig, sogar im Dunkeln konnte ich die blauroten Adern auf seiner Nase erkennen.

»Was wollen Sie?« Er zog seine Hosen hoch.

»Ich bin Dr. Delaware. Einer meiner Patienten, James Cadmus, hat mich angerufen, er scheint in einer Krise zu sein, ich möchte sehen, wie es ihm geht.«

»Ach, den meinen Sie.« Der Mann blickte mich finster an und ließ mich herein.

»Hier entlang, Doktor.«

Er führte mich durch einen leeren Empfangsraum, der in einem faden Blaugrün und Grau gehalten war und in dem es nach verwelkten Blumen roch. Er ging nach links auf eine Tür mit der Aufschrift STATION C zu, entriegelte sie und ließ mich durch. Wir kamen in eine unbesetzte Pflegestation, die mit PCs und dem Monitor der Hausüberwachungsanlage ausgestattet war. Der Wachmann durchquerte den Raum und wandte sich nach rechts. Wir betraten einen kleinen Flur, dessen helle Wände von blaugrünen Türen unterbrochen wurden; in jede dieser Türen war ein Guckloch eingelassen. Der Mann deutete auf eine Tür, die offen stand.

»Gehen Sie da hinein, Doktor.«

Der Raum war ungefähr zwei mal zwei Meter groß und nicht sehr hoch, die Wände waren mit weißem, weichem Schaumstoff bedeckt. Den meisten Platz nahm ein Krankenbett ein, an dem lederne Schlingen befestigt waren. Nur ein einziges Fenster war hoch in einer Wand angebracht. Es war undurchsichtig wie altes Plexiglas und mit einem Stahlgitter gesichert. Alle Einrichtungen, von der Kommode bis zum Nachttisch, waren eingebaut, festgebolt und mit blaugrünem Schaumstoff bezogen. Auf dem Boden lag ein zerknüllter Schlafanzug.

Drei Personen in steifem Weiß befanden sich im Raum. Eine korpulente blonde Frau, Mitte vierzig, saß mit aufgestütztem Kopf auf dem Bett. Neben ihr stand ein großer untersetzter Schwarzer mit Hornbrille. Eine zweite Frau, jung, dunkelhaarig und sinnlich, so etwas wie Sophia Lorens jüngere Schwester, stand etwas abseits von den anderen. Beide Frauen trugen Schwesternhauben, der Mann war mit einem zugeknöpften Kittel bekleidet.

»Hier ist sein Arzt«, verkündete der Wachmann, worauf mich die drei verduzt anstarrten. Die Korpulente hatte ein verheultes Gesicht und wirkte verängstigt. Der große

Schwarze kniff verwundert die Augen zusammen und versank wieder in Lethargie.

Die Schöne blitzte mich wütend an, stieß den Schwarzen zur Seite und fuhr mit geballten Fäusten und wogendem Busen auf uns los.

»Was zum Teufel hat das zu bedeuten, Edwards?«, herrschte sie den Wachmann an. »Wer ist dieser Mann?« Dessen Schmerbauch fiel gleich einige Zentimeter in sich zusammen.

»Äh ... er hat gesagt, er sei der Arzt von Cadmus, Mrs. Vann, und, äh ... da habe ich ...«

»Das war ein Missverständnis.« Ich lächelte sie an. »Ich bin Dr. Delaware, wir telefonierten vorhin miteinander.«

Sie sah mich verblüfft an und wandte sich dann wieder dem Wachmann zu.

»Dies ist eine geschlossene Abteilung, Edwards. Sie ist aus zwei Gründen geschlossen.« Sie lächelte ihn kühl und herablassend an. »Ist Ihnen das bekannt?«

»Ja, Ma'am ...«

»Welche Gründe sind das wohl, Edwards?«

»Äh, um die Klapsmü..., um die Sicherheit zu gewährleisten, Ma'am, und, äh ...«

»Um die Patienten drin und Fremde draußen zu halten!« Sie funkelte ihn wütend an. »Sie sind wohl heute Nacht etwas aus dem Tritt.«

»Ja, Ma'am, ich dachte, seit der Junge ...«

»Sie haben für heute Nacht genug gedacht«, blaffte sie zurück. »Gehen Sie wieder auf Ihren Platz!«

Der Wachmann sah verschnupft in meine Richtung.

»Soll ich ihn wieder mit...«

»Gehen Sie, Edwards!«

Er sah mich hasserfüllt an und schlurfte los. Die Korpulente auf dem Bett legte ihr Gesicht in die Hände und fing an zu heulen. Mrs. Vann bedachte sie mit einem verächtli-



Jonathan Kellerman

Jamey. Das Kind, das zuviel wußte

Ein Alex-Delaware-Roman

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-46052-6

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2006

Der siebzehnjährige Jamey leidet unter Wahnvorstellungen. Verzweifelt wendet er sich an den Psychologen Alex Delaware, doch bevor der ihm helfen kann, ist Jamey verschwunden. Gefunden wird er schließlich an einem Tatort – neben zwei schrecklich zugerichteten Leichen und mit einem Messer in der Hand. Trotz der belastenden Indizien glaubt Delaware nicht, dass der hoch begabte Junge ein Mörder ist. Er versucht, Jameys Geheimnis zu ergründen und merkt viel zu spät, dass er in ein Wespennest gestochen hat ...